



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Franz Bopp.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Franz Bopp.

Wiederum ist einer jener großen Gelehrten abgeschieden, deren erstes Auftreten mit dem Aufschwunge der deutschen Nation im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zusammenfällt, deren dauernde Vereinigung Berlin so lange Zeit zu einem unübertroffenen Mittelpunkt vielseitigster Wissenschaft machte. Der Name Franz Bopp ist in weiteren Kreisen weniger bekannt als mancher andere von gutem Klange; ja, bevor im Mai des vorigen Jahres sich von allen Enden der Welt Schüler und Verehrer des großen Sprachforschers vereinigten, um das fünfzigjährige Jubiläum seiner Autorschaft durch eine seiner würdige Stiftung, durch die auch von Leipzig aus reichlich geförderte Bopp-Stiftung zu begehen, ist dieser Name in Blättern von nicht streng gelehrtem Charakter überhaupt nur selten genannt. Und doch ist ihm in den Jahrbüchern der Wissenschaft der ehrenvollste Platz gesichert.

Franz Bopp, geboren zu Mainz im Jahre 1791, empfing in seiner Jugend wesentliche Anregungen von Seiten der Schule, die wir die romantische zu nennen pflegen. Die Männer dieser Richtung suchten bekanntlich, in einem gewissen Gegensatz gegen die klare Regel des Classischen und gegen die herrschenden Maximen der sogenannten Aufklärung, zu Anfang dieses Jahrhunderts die Befriedigung ihres mehr auf das Geheimniß- und Gemüthvolle gerichteten Strebens im Orient und in den Literaturen, welche die neueren Völker in ihrer Jugendperiode entwickelten. Eben damals war die Kunde von jener merkwürdigen Sprache nach Deutschland gedrungen, welche, wie ein englischer Gelehrter, William Jones, bemerkt hatte, vollkommener sei als die griechische, reicher als die lateinische, feiner als beide. Und diese Sprache verhüllte eine reiche Literatur, deren wenige schon bekannt gewordene Proben zu weiterm Studium reizten, während in den Bibliotheken von Paris und London noch unermessliche Schätze dessen harrten, der sie zu heben verstand. Niemand war dafür eifriger als der jugendliche Bopp. Von der bayrischen Regierung unterstützt ging er, 21 Jahr alt, nach Paris, und wenige Jahre darauf traten die

ersten Früchte seiner Arbeiten noch unter der Hegide seines jetzt fast verschollenen Lehrers Windischmann an das Tageslicht. „Von der Sprache und Weisheit der Inder“ hatte schon Friedrich Schlegel Wunderdinge berichtet. Auch Bopp brachte von beidem etwas. Sein erstes Buch, das berühmte, „Conjugationssystem“, obwohl im wesentlichen, wie der Titel zeigt, sprachlichen Inhalts, bot im Anfang Uebersetzungen aus der indischen Literatur. Und seitdem war eine der großen Aufgaben, die Bopp löste, die durch eine Reihe wissenschaftlich gediegener und zugleich praktisch angelegter Bücher die Kunde des Sanskrit, bis dahin der Geheimbesitz Weniger, auch in Deutschland jedem Lernbegierigen zu ermöglichen. Aber nicht darin liegt Bopps Hauptverdienst. Wohl erschlossen sich in Mal und Damajanti, in der Sakuntala liebliche Blüthen einer Poesie von eigenthümlichem Duft, wohl tauchte durch das vereinte Wirken einer ansehnlichen Reihe von Gelehrten aus tiefem Dunkel eine merkwürdige, viele Jahrhunderte hindurch gepflegte vielseitige Cultur auf, von der aus später der Blick in die ältere Periode der Weden fallen sollte, aber die Hoffnungen der Romantiker auf ungeahnte Tiefen orientalischer Weisheit wurden doch nur zum geringsten Theile erfüllt. Dafür aber fand man, was man nicht suchte, ja nicht einmal ahnte, eine neue Wissenschaft, die allerdings über die Anfänge der begabtesten Culturvölker wichtige Aufschlüsse brachte, aber nicht durch geheimnißvolle Sinnsprüche oder uralte Offenbarungen, sondern auf dem Wege nüchternster Forschung, genauer Zusammenstellung, unerbittlichen Schließens aus einem mit deutschem Fleiße erworbenen Material. Schon vor Bopp war fast gleichzeitig von je einem englischen, französischen und deutschen Gelehrten bemerkt, daß jene formenreiche und durchsichtige Sanskritsprache mancherlei in die Augen springende Aehnlichkeiten mit dem Griechischen und Lateinischen habe. Vieles lag so offen vor, daß man nur hinzublicken brauchte, um es zu finden. Agnis heißt Feuer im Sanskrit, ignis im Lateinischen, dānam Geschenk dort, donum hier, nāman Name bei den Indern (und Gothen), nomen bei den Römern. Die Silbe sta bedeutet in allen diesen Sprachen mit geringen Modificationen „stehen“. Von da aus kam man nun auch schon zu der Annahme eines ursprünglichen Zusammenhanges dieser Sprachen. Aber es blieb bei vereinzeltten Vergleichen ohne bestimmte Grundsätze. Flattergeister, an denen es für diese Wissenschaft nie gefehlt hat, stellten daneben Uebereinstimmungen mit anderen Sprachen, ohne daß man zwischen Curiositäten und durchgreifenden Uebereinstimmungen zu unterscheiden verstand. Wörter wandern wie Waaren von Land zu Land, von Volk zu Volk. Konnte nicht bald der Zufall, bald solche Wanderung eines vereinzeltten Wortes der Grund der Gleichheit sein? Wenn der Inder das Erz ajas, der Römer aes nennt, so konnte ja vielleicht, wie der Thee — Namen und Sache — von China nach Europa, so dort Wort und Sache, sei es von Indien nach Rom, sei es von einem

dritten Orte nach beiden Richtungen gewandert sein. Endlich gab es noch eine dritte Möglichkeit. Es könnte eine Naturnothwendigkeit geben, vermöge welcher gleiche Begriffe in den Sprachen durch gleiche oder ähnliche Laute bezeichnet werden müßten. Beruhte die Uebereinstimmung zwischen dem Sanskrit und jenen anderen Sprachen auf einer dieser drei Anlässe, so würde sie zwar immerhin bemerkenswerth, aber nicht geeignet sein, darauf weitere Schlüsse über eine uralte Gemeinschaft dieser Sprachen zu gründen. Und da hat nun eben Bopp zuerst so zu sagen die Formel gefunden um richtig zu unterscheiden und zu entscheiden. Nichts haftet so fest an der Sprache als die Form, namentlich als jene kleinen beweglichen selten vorn, öfter hinten angefügten Silben oder Einzellaute, welche in den am reichsten ausgestatteten Sprachen den Zweck erfüllen, die mannigfaltigen Beziehungen eines Wortes zu anderen im Zusammenhang der Rede auszudrücken. Der Grieche bezeichnet das „ich“ im Verbum ursprünglich durch die Silbe *mi*, das „du“ durch *si*, das „er, sie oder es“ durch *ti*, ebenso der Indier z. B. *as-mi* ich bin, *a-si* (für *as-si*) du bist, *as-ti* er ist, urgriechisch *es-mi*, *es-si*, *es-ti*. Solche Uebereinstimmung kann nicht Zufall sein, denn sie wiederholt sich an Hunderten von Wörtern; sie kann ebensowenig auf Uebertragung beruhen, denn *ich*, *du*, *er* sind keine Waaren, die von Land zu Land wandern; sie kann endlich nicht auf Naturnothwendigkeit beruhen, denn es gibt Völker, welche zu demselben Zwecke völlig andere Laute verwenden, und denen eine derartige Anfügung von Endungen gänzlich unbekannt ist. Kann also gezeigt werden, daß in diesen Formen, daß in dem was wir jetzt den Bau der Sprache nennen, zwischen mehreren Sprachen eine durchgreifende Uebereinstimmung stattfindet, so ist das ein untrügliches Zeichen historischen Zusammenhanges, oder mit anderen Worten ihrer Zugehörigkeit zu einem Stamme.

Und eben dies zeigte Bopp unwiderleglich und mit überzeugender Klarheit in Bezug auf das Verbum, zunächst des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen, für welche letztere Sprache er auf ihren ältesten Repräsentanten, das Gothische zurückging. Das Ost- und Westende des so erkannten Sprachstammes zusammenfassend nannte er diesen den indogermanischen. Der Nachweis war natürlich nicht immer so leicht wie in dem herausgehobenen Falle. Es bedurfte oft mannigfaltiger Combinationen und überall der sorgfältigen Zerlegung einer Form in ihre Bestandtheile. Das Verfahren des vergleichenden Grammatikers hat man mit Recht mit der Scheidekunst des Chemikers oder mit der Section des Anatomen verglichen. Auch blieb Bopp nicht beim Verbum stehen. Er untersuchte später in gleicher Weise die Declination, so wie die Wort- oder Stammbildung, Untersuchungen, die er endlich in seinem größten Werke der Vergleichenden Grammatik zusammenfaßte, während er in seinem Sanskritwörterbuch zahlreiche einzelne Wörter und Wurzeln der

verwandten Sprachen zusammenstellte. Eine ganz besondere Gunst des Geschicks war es, daß unmittelbar nach Bopps erstem Auftreten ein Mann wie Jacob Grimm eine der hierher gehörigen Sprachen, eben unsere deutsche Muttersprache, in ihrer weiten Verzweigung mit der tiefsten Gelehrsamkeit in einer ganz neuen Weise bearbeitete. Da auch ihm der Zusammenhang des Deutschen mit seinen Verwandten sofort einleuchtete und er eigene, äußerst fruchtbare Gesichtspunkte hinzubachte, so hat neben Bopp niemand in dem Maße wie Jacob Grimm das Gedeihen der jungen Wissenschaft gefördert. Unterdeß erweiterte sich bei unablässigem Fortarbeiten für Bopp allmählich der Gesichtskreis. Zu den vier genannten Sprachen war von Anfang an schon das Persische hinzugezogen. Aber damals lag diese Sprachfamilie nur in einer jungen Gestalt, in dem mittelalterlichen Neupersisch vor. Erst in den dreißiger Jahren gelang es dem vereinten Scharfsinn französischer und deutscher Forscher, für ein älteres Glied derselben Familie, die in dem Zendavesta, den heiligen Büchern der Parsen, enthaltene Zend- oder altbaktische Sprache den Schlüssel zu finden, der bald darauf auch das aus den Keilschriften der Dariuszeit entzifferte Altpersisch zur Seite trat, Entdeckungen, welche durch die von Bopp geschaffenen Grundlagen überhaupt erst ermöglicht wurden. Vermöge beider Sprachen, die Bopp sofort mit in den Kreis seines großartigen Werkes zog, wurde dann noch das Armenische und einige andere östliche Glieder des Sprachstammes als solche erkannt. Aber fast noch weiter öffnete sich der Blick in Europa. In den eintönigen Ebenen Ostpreußens und des angrenzenden ehemals polnischen Rußlands hat, wenig berührt von der Cultur und gerade darum unverfälschter als anderswo, mehr und mehr eingeengt von der deutschen und den slavischen Sprachen, das Lithauische sich erhalten, das wunderbar genau zum Sanskrit und zu allem dem stimmt, was man im Griechischen, Lateinischen, Deutschen als das Älteste erkannt hatte. In einzelnen Wörtern könnte der Brahmane noch jetzt sich mit dem lithauischen Bauern verständigen, wie z. B. beide das Schaaf *avis* nennen. Lithauisch *dievas* Gott liegt dem Sanskrit *devas*, *diena* Tag dem Sanskrit *dina*, *ed-mi* ich esse dem Sanskrit *ad-mi* sehr nahe. Das Lithauische bildete nun wieder die Brücke zu den slavischen Sprachen, die uns Deutschen bei oberflächlicher Kenntniß so fremdartig erscheinen, während bei eingehender Untersuchung dem scharfen Blicke Bopps sofort die Regel aufging, durch die auch sie mit dem großen Sprachstamme zusammenhängen. Nach Bopp haben Jacob Grimm und Schleicher sogar einen nähern Zusammenhang des Lithauischen und Slavischen mit dem Deutschen erwiesen. Die härteste Nuß endlich blieb übrig in den Idiomen jenes einst so mächtigen Celtenvolkes, die jetzt nur als Volksdialekt in Irland, Wales, Schottland und der Bretagne fortleben. In einer besondern Abhandlung „Ueber die celtischen Sprachen“ bewies Bopp die indogermanische Herkunft auch dieser Sprachen, während er die

ausführlichere Analyse ihres Baues Anderen überließ, vor allen dem um dies Gebiet hochverdienten Caspar Zeuß. Bei so gewaltiger Grenzerweiterung schien auch der Name des Sprachstammes zu eng zu sein. Da jetzt die westliche Mark über die Germanen hinausging, wählte Bopp lieber das Wort *indoeuropäisch*. Manche, unter anderen Max Müller, der geistreiche Verfasser der Vorlesungen über Sprachwissenschaft, sagen dafür *Arisch*, eine wenigstens bei einem Theil dieser Völker nachweisbare alte Volksbenennung, während andere das zuerst gefundene Wort festhalten. Auf den Namen kommt auch wenig an, da über die Sache kein Zweifel besteht.

Natürlich aber handelt es sich bei allem dem nicht bloß um Sprache, sondern auch um Völkergemeinschaft. Ein Volk wechselt seine Sprache nur in Folge tiefgreifender äußerer Einwirkung, kaum anders als durch den Einfluß einer überlegenen Cultur. Und selbst dann verräth sich die Veränderung in einer gewissen Zersetzung des ursprünglichen Sprachbaues, während dieser auf diesem Gebiete im wesentlichen unverfehrt geblieben ist. Und wo vollends wäre in jenen langen Jahrhunderten patriarchalischen Dämmerlebens, in welchen die indogermanische Grundsprache sich allmählich in ihre verschiedenen Zweige verästelte, von einer überlegenen Cultur die Rede? Nein, die Sprachgemeinschaft beweist hier zweifellos Völkergemeinschaft. Jene lange Kette von Völkern, die sich mit nicht sehr bedeutenden Unterbrechungen vom Ganges bis an den atlantischen Ocean erstreckt, benennt die Zahlen, die Familienglieder, die Hausthiere, die Körperteile, nicht unwichtige geistige Begriffe mit denselben Wörtern, weil sie Wort und Begriff, Wort und Sache schon zu einer Zeit besaßen, da alle diese später so großen Völker noch ein einziges kleines, im Innern Asiens sesshaftes Volk waren. Was die Indogermanen Gemeinsames besaßen, das ist ihnen aus der gemeinsamen Urzeit verblieben. Wer das Völkerleben späterer Zeiten erforscht, der muß von diesen gemeinsamen Grundlagen ausgehen. Nur so wird auch das den einzelnen Völkern Eigenthümliche recht begriffen. Man sieht wie tief die neue Wissenschaft eingreift, wie sie, weit entfernt Silbenstecherei zu sein, nach den verschiedensten Seiten, namentlich auch für die Geschichte des Glaubens, der Sitte, des Rechts der Völker Licht verbreitet. Man braucht nur ein neueres Werk über ältere Geschichtsperioden zur Hand zu nehmen und die Art, wie jetzt über die Anfänge des Völkerlebens gesprochen wird, mit dem zu vergleichen, was selbst die ausgezeichnetsten Forscher darüber vor fünfzig Jahren zu sagen wußten, und man sieht sofort den belebenden Einfluß der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Jeder große Fortschritt hat außer dem Gewinn, den er unmittelbar mit sich bringt, auch seine Bedeutung für verwandte Fächer. Eine mit großem Erfolg auf ein bestimmtes Gebiet angewendete Methode wird bald Gemeingut. So ging es mit Bopps Sprachforschung. Nachdem man gelernt hatte, wie

man die Lautverhältnisse einer Sprache zu behandeln, wie man die Analyse der Sprachformen anzugreifen habe, lag die Anwendung auf andere, als die indogermanischen Sprachen nahe. So erwuchs nach und nach unter Benutzung dessen, was auch von anderen Seiten schon versucht war, eine allgemeine Sprachwissenschaft, die sich mit der Classificirung und genealogischen Gruppierung der fast unüberschbaren Masse menschlicher Sprachen befaßt und dem Wesen, oder wie man es treffend genannt hat, dem Leben der Sprache überhaupt nachspürt. Eine zugleich festere und tiefere Grundlage erhielt dies weitere Sprachstudium dadurch, daß Wilhelm von Humboldt es mit neuen philosophischen Speculationen durchdrang und die Stellung, welche die Sprache für das Geistesleben der Völker einnimmt, nach allen Richtungen hin durchforschte. Durch sein 1836 erschienenes Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues wurde das, was Bopp begonnen hatte, in gewissem Sinne wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Bopp selbst blieb bei allen seinen Erfolgen ein Mann von äußerst schlichter Persönlichkeit. Er gehörte durchaus nicht zu den Gelehrten, die es für unerlässlich halten, das Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung in einer schroffen und steifen Haltung auszuprägen. Auswärtige Männer der Wissenschaft, die ihn aufsuchten, waren erstaunt über das Anspruchslose seines Wesens, wie es bei einem Manne von gleicher Verühmtheit in Frankreich zum Beispiel kaum denkbar wäre. Bopp befaß die liebenwürdige Offenheit der Rheinländer, auch über Einzelheiten seiner Wissenschaft sprach er, bei Gelehrten nichts eben Häufiges, gern mit jedem, der Sinn dafür hatte und mit einer so zu sagen kindlichen, nie erlöschenden Freude an dem Stoff, den er behandelte. Den tonangebenden und einflußreichen Kreisen der gelehrten Welt hat er immer fern gestanden. Durch den Einfluß Wilhelm von Humboldts an die berliner Universität berufen, zog er dort in aller Stille Jünger für seine Wissenschaft und wirkte mehr noch als durch persönliche Lehre durch unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit, in beidem nicht wenig gehindert durch eine bedeutende Schwäche seiner Augen, die er sich schon in jüngeren Jahren bei der Entzifferung indischer Manuscripte zugezogen hatte. Bopp, dessen Blick für die Erscheinungen der Sprache so scharf war, konnte schon seit vielen Jahren nur mit Hilfe einer Loupe lesen. Sein großartiges Streben fand übrigens längere Zeit nur bei Einzelnen Anklang. Anfangs machte ihm gegenüber August Wilhelm Schlegel auf eine weltmännischere Behandlung des Sanskrit Anspruch. Die classische Philologie, statt dem Schöpfer der vergleichenden Grammatik für eine Reihe der wichtigsten Belehrungen dankbar zu sein, behandelte diese lange Zeit in unzmäßiger Absonderung als eine Art Kegerei, vor der sich die liebe Jugend wohl zu hüten habe. Nicht bloß Spott und Hohn, sondern auch die unwiderstehlichste Art der Opposition, starre Gleichgültigkeit trat der jungen Wissenschaft

entgegen. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei der Bearbeitung eines so unermesslichen Gebietes Irrthümer sich einschlichen und daß, nach dem Gange aller Wissenschaft, der weitere Fortschritt auf dieser Bahn zum Theil in der Bekämpfung einzelner Lehren Bopp's von dem durch ihn gelegten Grunde aus bestand. Niemand focht das alles weniger an als Franz Bopp. Unverdrossen und unbeirrt, jeder heftigern Polemik abhold, ging er seinen Gang ruhig fort in der Erwartung, daß die echten Keime der durch sein Verdienst gefundenen Wahrheit gewiß aufgehen würden. Und diese Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Der Abend seines Lebens brachte dem ehrwürdigen Meister reiche Anerkennung. Die schon früher erwähnte, zur Förderung seiner Wissenschaft bestimmte und seinen Namen tragende Stiftung war eine der schönsten; sie war eine Würdigung seines Wirkens, wie sie wenig Gelehrten zu Theil geworden ist. Der Todestag Bopp's, der 23. October 1867, schließt die erste Periode der jungen Wissenschaft ab. An den zahlreichen Schülern und Nachfolgern Bopp's ist es jetzt, in seinem Sinne fortzubauen.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Panzerschiffe: der „Arminius“.

Unsere Marine besitzt zwei Classen gepanzerter Kriegsschiffe, von deren jeder nach dem Flottengründungsplan zehn Schiffe erbaut werden sollten, während die vor kurzem veröffentlichten Motive für die Marineanleihe des norddeutschen Bundes im Ganzen nur eine Stärke von 16 Panzerschiffen für die nächste zehnjährige Periode ins Auge fassen, die zweckmäßigerweise sämmtlich ganz von Eisen erbaut werden sollen. Die erste Classe, die „Panzerfregatten“, nach dem Breitseitenystem construirt, sind dazu bestimmt, entweder angriffsweise gegen die Flotten oder die Häfen des Feindes vorzugehen, oder aber feindliche Blockadeschiffe zu vertreiben. Von dieser Classe besitzen wir gegenwärtig drei, und zwar sind zwei derselben bis auf die definitive Ausrüstung und Armirung gänzlich vollendet und befinden sich bereits in See auf dem Wege aus den fremden Constructionshäfen nach Kiel.

Die andere Classe, die officiell so genannten „Panzerfahrzeuge“, nach dem Kuppel, resp. dem Rasemattensystem erbaut, das wir unten näher beleuchten,